Abenteuer in der Fremde

Die schönste Zeit ihres Lebens? Das würde nicht jeder dieser Jugendlichen über sein Auslandsjahr sagen. Doch wer den Schritt in die Ferne wagt, entdeckt neue Welten – und sieht das eigene Leben danach mit anderen Augen

Mia war in Brasilien, Lukas in Ghana, Jil zog es in die USA,
Vasco nach Großbritannien. Zu entdecken gab es:
eine neue Familie, eine fremde Kultur – und sich selbst,
erstmals für längere Zeit fern der Eltern.
Neun Jugendliche empfanden ihr Jahr im Ausland
als **unvergessliches Erlebnis**.
Hier erzählen sie von ihren – nicht nur positiven – Erfahrungen

PROTOKOLLE:
Elisabeth Hussendörfer






BLUFF
NEW ZEALAND
AA
EQUATOR
TOKYO
HOBART 1680 km
NEW YO
SYDNEY 2000 km
CAPE REINGA
KUMAGAYA
STEWART ISLAND 35 km


no admittance













NEUSEELAND

»Ich konnte eine innere Stärke entwickeln«

Mit 17 verbrachte Anika Lenz, 19, ein halbes Jahr bei einer Familie im Südpazifik – und gewann Kraft aus einer Enttäuschung

Als ich das Kurzprofil meiner neuseeländischen Gastfamilie sah, dachte ich: Wow! Haus mit Pool, Sauna, Fitnessraum und großem Garten in der Stadt Ashburton auf der Südinsel. Es klang nach einem Sechser im Lotto. Ich ließ mich blenden.

Ich weiß nicht, bei wie vielen Musical- und Tanz-Castings meine Gastmutter mit ihrer 13-jährigen Tochter Hanna während des halben Jahres war. Zu Hause wurde fleißig für die Auftritte geprobt.

Aber auch sonst war Hanna ständig in Aktion, buhlte bei allen um Aufmerksamkeit – die sie auch bekam. Sie tänzelte aufgedreht durchs Haus, posierte vor der Mama, die ihre Tochter mit entzückten Kommentaren überschüttete, selbst wenn die nur ein Bein hob.

Vermutlich hat man mir auf die Dauer einfach angesehen, wie genervt ich war. Und wie enttäuscht darüber, dass ich im Vergleich mit Hanna so wenig wahrgenommen wurde.

Auch von ihr selbst übrigens.

Liegt es an mir, fragte ich mich, und fasste mir ein Herz, als ich nach einigen Wochen immer noch ein Schattendasein in der Familie führte. Ich schrieb Hanna in einem Brief, es täte mir leid, dass wir noch nicht so richtig zueinandergefunden hätten, und dass ich das gern ändern würde. Ich machte zahlreiche Vorschläge für mögliche Unternehmungen. Ich legte den Brief bei Hanna ins Zimmer, ein kleines selbstgebasteltes Geschenk dazu und wartete auf eine Reaktion – vergebens.

»Ein Haus mit Pool? Das klang nach einem Sechser im Lotto«

Das war der Punkt, an dem ich aufgab und anfing, mich die meiste Zeit allein in meinem Zimmer aufzuhalten. Wenn ich bei den Mahlzeiten mit der Familie gemeinsam am Tisch saß, habe ich mich zusammengerissen, Smalltalk gemacht. Meinen Frust habe ich in mich reingefressen – und nicht nur den: 15 Kilo habe ich zugenommen in diesem halben Jahr.

Außerhalb der Familie aber war Neuseeland schön. Ich bin gern zur Schule gegangen, habe Freunde gefunden. Und weil es mir zudem landschaftlich so gut gefallen hat, kann ich im Nachhinein sagen: Doch, der Aufenthalt hat sich gelohnt. Vielleicht auch gerade deshalb, weil ich die sechs Monate durchgezogen habe und eine gewisse innere Stärke entwickeln konnte.

So ganz abgeschlossen scheint das Kapitel Neuseeland allerdings noch nicht: Dass mich nicht meine Gastmutter zum Flughafen gebracht hat, sondern eine ihrer Schwestern, das tut bis heute weh. Nachts träume ich manchmal, wie ich vor ihr stehe und ihr geradeheraus sage, wie elend es mir die ganze Zeit ergangen ist.

Rückblickend würde ich jedenfalls immer eher das kleine Haus wählen – und darauf hoffen, dass jemand mit großem Herzen darin wohnt.















Musicalproben, Rafting, Skitouren und ein Besuch am »Herr der Ringe«-Drehort: An neuen Eindrücken mangelte es Anika (großes Foto, 4. v. l.) in Neuseeland nicht – doch in der Gastfamilie fehlten ihr Zuwendung und Aufmerksamkeit. In dem anfangs so herrlich wirkenden Haus mit Pool (unten rechts) und Garten verbrachte sie viel Zeit allein in ihrem Zimmer







SÜDAFRIKA

»Ich sortiere meine Eindrücke nicht mehr in Schubladen ein«

Anna Schulz, 20, verbrachte nach dem Abitur ein Jahr in der Nähe von Kapstadt – den Kulturschock erlebte sie bei ihrer Rückkehr

Während der letzten beiden Schuljahre habe ich alles gegeben, denn ich wollte Medizin studieren, brauchte ein möglichst gutes Abi. Am Ende hatte ich die gewünschte Note, doch ich spürte: Vor dem Studium muss ich einfach mal raus aus unserem Bildungssystem, den Kopf freikriegen.

Das Konzept der Camphill-Bewegung hat mir von Anfang an gefallen. Es geht darum, Menschen mit Behinderung ein möglichst glückliches und selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen.

Camphills gibt es weltweit, ich ging für ein Jahr in die „Camphill Farm Community“ in der südafrikanischen Stadt Hermanus, eine gute Autostunde von Kapstadt entfernt. Die Community besteht aus mehreren Hausgemeinschaften, in denen jeweils ein halbes Dutzend Menschen mit Behinderung gemeinsam mit Hausmutter oder -vater sowie Freiwilligen zusammenleben, ähnlich wie in einer Familie.

Von Behinderten spricht man in der Community aber nicht, sondern von „residents“, Bewohnern. Und das war schon mal das Erste, was mich während meines Jahres in Südafrika geprägt hat: dass mein vor allem während der Abi-Zeit so stark analytisch ausgerichtetes Denken eine Pause bekam. Dass ich aufgehört habe, Schubladen aufzumachen und da alles Mögliche an Wissen und Eindrücken reinzusortieren.

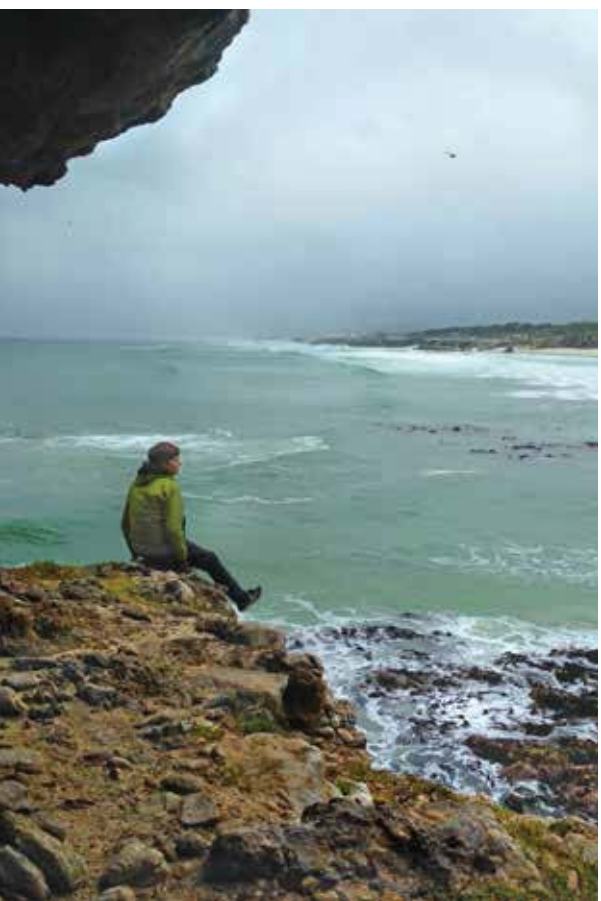
»Meine Ziele richte ich jetzt nicht mehr so einseitig aus«

Früher habe ich wohl so reagiert wie die meisten Menschen, die einen Behinderten sehen: Sie scannen, welche Beeinträchtigungen er hat. Man nimmt zuerst wahr, was er nicht kann, und vergisst darauf zu achten, was er kann und was für eine Persönlichkeit er hat. Seit meinem Jahr im Camphill ist das anders, nicht nur mit Blick auf behinderte Menschen. Ich frage mich heute viel stärker, was für ein Mensch hinter der Person steckt, die vor mir steht.

Zurück in Deutschland, erlebte ich einen kleinen Kulturschock. Alles soll hier perfekt funktionieren, Leistung spielt eine große Rolle. Doch wer so intensiv wie ich mit vermeintlich eingeschränkten Menschen zusammengelebt hat, lernt den Zauber des Unperfekten kennen.

Ich glaube, ich kann das Leben jetzt ein bisschen besser so nehmen, wie es ist.

Ich bin nicht mehr so schnell dabei, etwas passend hinbiegen zu wollen, richte meine Ziele nicht mehr einseitig aus.









An Südafrikas Küste nahm sich Anna Zeit, den Kopf vor dem Studium freizubekommen. Mehr noch als die Tierwelt beeindruckte sie das Miteinander der Menschen in der »Camphill Farm Community«, wo sie mit Behinderten arbeitete – und den Zauber des Unperfekten zu schätzen lernte





Mitmachen statt Zuschauen: Finn Mursch fügte sich in Neuseeland schnell in das Leben von Familie und Mitschülern ein



FRANKREICH / NEUSEELAND

»Vermisst hab ich die Eltern kein einziges Mal«

Finn Mursch, 16, ging mit neun Jahren für sechs Monate nahe Lyon zur Schule, mit 15 verbrachte er ein Dreivierteljahr in New Plymouth

Ihr seid verrückt, sagte meine Oma. Auch viele andere schüttelten den Kopf, als wir erzählten, dass ich mit neun Jahren für sechs Monate nach Frankreich will, nach Villeurbanne, einer Vorstadt von Lyon.

Meine Eltern und ich haben dann beschlossen, das Ganze nicht zu sehr an die große Glocke zu hängen – also nicht zu sagen, dass der sechsmonatige Aufenthalt von Joseph, der als französischer Austauschschüler bei uns wohnte, nur Teil eins des Projekts ist und ich anschließend mit ihm nach Frankreich gehen würde.

Vielleicht hat das den Abschied auch so leicht gemacht: Joseph war zu diesem Zeitpunkt bereits wie ein Bruder für mich. Als seine Eltern ihn zu Beginn seines Aufenthalts bei uns abgaben und dann wegfuhren und er daraufhin weinte, schnappte ich ihn mir und sagte: Komm, machen wir eine Radtour. Damit war er abgelenkt.

»Joseph hat mich einfach in sein Leben aufgenommen«

Bei mir war es dann ganz ähnlich: Joseph hat mich in Villeurbanne einfach in sein Leben aufgenommen. Wir waren eben beide noch sehr jung und haben uns gar nicht so viele Gedanken gemacht.

Ehrlich gesagt: Vermisst hab ich meine Eltern in Frankreich kein einziges Mal. Ich sehe noch genau vor mir, wie ich in der ersten Woche heftig vom Roller gefallen bin und wie Josephs Mutter – die jetzt gefühlt auch meine Mutter war – mich getröstet hat. Das blieb auch später so. Wenn mal Tränen kamen, hatte ich das Gefühl: Ich kann hier alles erzählen.

Als ich im Sommer 2014 im Rahmen eines weiteren Austauschprogramms für ein Dreivierteljahr nach Neuseeland ging, in die Stadt New Plymouth auf der Nordinsel, wurde mir klar: Ich habe nicht diese Brille auf, mit der andere Austauschschüler losziehen. Ich gehe nicht wie ein Beobachter in die Fremde, schau mir das Leben dort nicht nur an, sondern tauche ein. Während die anderen Austauschschüler viel unter sich geklüngelt oder mit den Freunden daheim geskypt haben, bin ich einfach zum nächstbesten Basketballfeld gegangen und habe gefragt, ob ich mitspielen kann.

Der Finn ist so offen, sagen viele, vom Wesen her. Mag sein, aber ich glaube, es ist mehr. Es geht um den Blick über den Tellerrand, um Toleranz – bei politischen Themen, bei anderen Kulturen oder auch bei fremden Lehrern. Und der Grundstein für diese Offenheit wurde in Frankreich gelegt, da bin ich mir sicher.

Meine Oma wettert noch immer, Frankreich sei ein Fehler gewesen, ein Kind gehöre zu seinen Eltern, Punkt, und ich sei traumatisiert worden. Schade, dass viele nicht bereit sind, weiterzudenken. Denn letztlich ist doch genau das die Ursache für viele Konflikte in der Welt: dass wir es nicht früh genug im Leben gelernt haben, frei und vorbehaltlos aufeinanderzuzugehen.







132 **American Football,** ein Truthahn zu Thanksgiving, quietschbunte Farben, Fahnen, Zuckerguss: Jil Bastigkeit erlebte die USA als Land des Lächelns, stand häufig im Mittelpunkt – und entwickelte ein neues Selbstbewusstsein im Umgang mit Freunden. An die Familie (Foto u. r.) erinnert sie sich gern, die Gastschwester (in dem Bild ganz l.) wurde schließlich zur besten Freundin













USA

»Die Gastschwester war neidisch auf meine Beliebtheit«

Jil Bastigkeit, 17, besuchte mit 15 ein Jahr lang eine Highschool in Tennessee – und fühlte sich erst einmal fast wie ein Star

Die meisten meiner amerikanischen Mitschüler in Spring Hill in Tennessee hatten ihr Land noch nie verlassen. Und da es an der Schule nur zwei Austauschschüler gab, war ich jemand Besonderes, den fast jeder kennenlernen wollte. Alle sprachen mich auf Europa, Deutschland und das Leben dort an. Die ersten Wochen haben sich mir gefühlt Millionen Leute vorgestellt – mir, der 15-Jährigen, die zu Hause nur eine von vielen war.

Doch meine „Beliebtheit" rief bei meiner Gastschwester Emily, ebenfalls an der Highschool, Neid hervor. Ich spürte es an spitzen Bemerkungen, daran, dass sie über meine Bekanntschaften lästerte und mir gegenüber abweisend war. Zum Glück haben sich die Spannungen mit der Zeit wieder gelöst.

Dass die Highschool-Bekanntschaften alle sehr oberflächlich waren, merkte ich schnell. Einige Mitschüler schienen mich, nachdem sie alles erfahren hatten, gar nicht mehr wahrzunehmen.

Mir war einerseits klar, dass ich das nicht persönlich nehmen durfte, andererseits aber auch, dass ich den Leuten einen Grund geben musste, weiter Zeit mit mir zu verbringen, wenn ich mich bis zum Schluss meines Auslandsjahres wohlfühlen wollte. Ich stand gewissermaßen auf dünnem Eis, während diejenigen, die hier immer lebten, ja bestens vernetzt und integriert waren.

Die Freundschaften, die ich mir dann sozusagen erarbeitet habe und die nicht auf bloßer Neugierde, sondern auf echtem Interesse und auf Gemeinsamkeiten basierten, gingen tatsächlich tiefer. Im Gegensatz zu früher war ich in diesen Freundschaften nun aktiver, nicht mehr so schüchtern wie sonst.

»Ich habe gelernt, von mir aus auf andere zuzugehen«

Du wirkst jetzt viel selbstbewusster, sagten einige, als ich wieder zurück in Deutschland war. Es stimmt, ich habe gelernt, auf andere zuzugehen. Die Klärung der schwierigen Situation mit Emily hat mir dabei mindestens genauso geholfen wie der Umgang mit anderen an der Highschool.

Statt mir etwas auf meinen anfänglichen Status einzubilden, habe ich ihn hinterfragt, immer häufiger auch in Gegenwart meiner Gastschwester. Kontakte knüpfen und miteinander kommunizieren, das läuft in den USA einfach anders als in Europa. Emily und ich haben uns viel über dieses Thema unterhalten. Schließlich wurde sie meine beste Freundin, wird wohl eine fürs Leben bleiben.

Für mich war dies übrigens der beste Beweis, dass Amerikaner keineswegs so oberflächlich sind, wie oft gesagt wird.

GROSSBRITANNIEN

»Ich musste mich eingewöhnen. Dann wollte ich nicht mehr weg«

Vasco Thomsen, 19, war drei Jahre lang Schüler an einem englischen Elite-Internat – und hatte zunächst Sehnsucht nach der Heimat

Da bist du ja schon wieder, meinten manche meiner Freunde zu Hause in Kiel, wenn ich während meiner Zeit am Internat für ein Wochenende von England nach Hause kam. Im ersten Jahr war dies etwa alle sechs Wochen der Fall. Ich habe das genossen, bekocht zu werden, den Duft nach Braten oder Suppe, wenn ich zu Hause zur Tür reinkam. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich gemerkt, wie wichtig mir Heimat ist.

Und zugegeben – vor allem anfangs dachte ich, wenn ich freitags heimkam, schon manchmal: Willst du am Sonntag wirklich wieder zurück? Theoretisch sprach zwar alles dafür: Die Schule gehört zu den renommiertesten des Landes, hat einen tollen Ruf. Schon das wunderschöne alte Gebäude und die parkartigen Anlagen drumherum sind beeindruckend, geben einem das Gefühl: Hier bist du wer, hier wird Bildung wichtig genommen.

Außerdem war es ja meine Entscheidung gewesen: Ich wollte Schule mal auf eine andere Art erleben, an einem Ort, wo die Lehrer sich intensiv um den Einzelnen und seinen Werdegang kümmern. Und genau so habe ich es auch erlebt: Die Lehrer waren viel stärker involviert, blieben oft auch nach Unterrichtsschluss, suchten das persönliche Gespräch. Setzten sich auch mal außerhalb des Stundenplans mit mir hin und erklärten etwas.

Aber die Autorität und Strenge waren zum Teil gewöhnungsbedürftig. Wenn man etwas Falsches gemacht hatte, etwa wenn das Hemd trotz mehrfacher Aufforderung weiter aus der Hose hing oder man wiederholt zu spät zum Unterricht kam, dann gab es eine „Strafe“. Ja, das heißt dort wirklich *punishment*, nicht etwa Nachsitzen oder so. Man musste dann zum Beispiel morgens eine Stunde vor Unterrichtsbeginn erscheinen, ordentlich frisiert und im Anzug, versteht sich. Oder sich nachmittags alle 30 Minuten bei einer Aufsichtsperson melden.

»England war die beste Entscheidung meines Lebens«

Dass solche Regeln an der Schule so groß geschrieben wurden und meine englischen Mitschüler, sobald keiner hinschaute, sofort Blödsinn gemacht haben, hat mich gleichermaßen amüsiert wie irritiert.

Vor allem in der ersten Zeit hat mich vieles an England einfach nur genervt: das scheinheilige Schlangestehen der Schüler im Beisein von Respektspersonen, das übergroße Hierarchiegefälle zwischen älteren und jüngeren Kids, aber auch das dauernde Teegetrinke oder die labbrigen, ungetoasteten Toasts.

Ein wichtiger Wendepunkt kam, als im zweiten Schulhalbjahr Fußball auf dem Stundenplan stand und nicht mehr Rugby. Viermal pro Woche habe ich mit den Engländern trainiert, wir wurden vor allem über die Auswärtsspiele am Wochenende rasch ein Team. Und darüber hinaus dann auch Freunde.

Nach den ersten zwölf Monaten habe ich meinen Internatsaufenthalt spontan um zwei weitere Jahre verlängert. Denn ich fühlte mich inzwischen richtig wohl, irgendwie angekommen.

Ich bin dann nicht mehr ganz so oft nach Hause gefahren, nur noch alle drei Monate. Ich musste mich nicht mehr so oft rückversichern – vielleicht war es das.

Aber nein, ich bin durch die Jahre auf der Insel nicht zum Engländer geworden. Ich kann sie nicht verstehen, diese Leute, die nach einem Austauschjahr in Großbritannien hysterisch in England-Shops rennen.

Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen sage ich: England war die beste Entscheidung meines Lebens. Der schulischen Bildung und der vielen internationalen Kontakte wegen. Ich habe jetzt Bekannte auf der ganzen Welt, kann praktisch überall hingehen und kenne dort jemanden.

Aber England war auch deshalb so gut, weil ich jetzt weiß, wer ich bin und immer bleiben werde. Egal, wohin es mich verschlägt.





Imposantes Hauptgebäude, Probe für einen Gesangswettbewerb im Wohntrakt – vom Leben im Malvern College war Vasco (o. ganz r.) ebenso fasziniert wie irritiert





Ausflüge genoss Mia Ruppert (im Bild rechts, mit einer Gastschwester aus der zweiten Familie) besonders, etwa nach Rio de Janeiro und zu den berühmten Iguaçu-Wasserfällen

BRASILIEN

»Wäre ich doch bloß gleich zur zweiten Familie gekommen«

Mia Ruppert, 17, verbrachte mit 15 ein Schuljahr in Südamerika. Dabei reifte sie an einer wichtigen Entscheidung

Gleich bei meiner Ankunft in Curitiba im Süden Brasiliens hatte ich ein komisches Gefühl: Ich stieg mit drei anderen Austauschschülern aus dem Flugzeug, alle wurden sie euphorisch von ihren Gastfamilien begrüßt, mit Plakaten und Fahnen. Meine Gastmutter aber stand alleine da – ihre Töchter hatten keine Lust gehabt, mitzukommen.

Alles, was die anderen Austauschschüler dann in den nächsten Wochen von ihren Familien erzählten, klang so viel besser als bei mir und bestätigte mein erstes Gefühl. Meine Gastmutter war alleinerziehend und arbeitete den ganzen Tag. Für meine beiden Gastschwestern, zwölf und 16, schien es völlig normal zu sein, ganze Nachmittage lang herumzulungern, vor dem Fernseher oder am Computer.

„Muss das denn sein?“, fragte meine Gastmutter, als ich mich an der Schule zum Volleyball anmelden wollte. „Muss das sein?“, fragte sie auch, wenn ich mich mit Freundinnen treffen wollte.

Mit der Zeit merkte ich, wie sehr sie versuchte, ihr Umfeld und uns Kinder zu kontrollieren. Alles Fremde, alles außerhalb der eigenen vier Wände schien ihr eine Bedrohung zu sein, warum auch immer.

Als wir nach einigen Monaten eine Woche Strandurlaub machten, spürte ich, dass es einfach nicht mehr ging. Ich war mit der jüngeren meiner beiden Gastschwestern nach dem Mittagessen zum Baden ins Meer gegangen. Plötzlich hörten wir hysterisches Geschrei: Es war meine Gastmutter, die fand, wir seien in Lebensgefahr, wegen der vollen Mägen. Sie kam angerannt und zog uns aus dem Wasser.

Noch am selben Tag, ziemlich genau ein halbes Jahr, nachdem ich nach Brasilien gekommen war, rief ich meine Betreuerin an. Zum Glück konnte ich in eine andere Familie wechseln.

Die Begrüßung dort war dann fast klischeemäßig schön: Die ganze Familie, Mutter, Vater, zwei Töchter, standen vor dem Haus. Sie umarmten mich.

»Ich wurde zu einem echten Mitglied der Familie«

Das zweite Halbjahr in Brasilien wurde dann wunderschön. Wir sind viel gereist, haben Ausflüge gemacht, ich wurde zu einem echten Familienmitglied. Wär ich doch bloß gleich zur zweiten Familie gekommen, habe ich oft gedacht. Aber so einfach ist das eben nicht.

Und letztlich, habe ich später gemerkt, bin ich vor allem durch die schwierige Zeit in der ersten Familie reifer geworden: Ich habe viel über mich gelernt, kenne meine Grenzen und habe es geschafft, allein eine wichtige Entscheidung zu treffen und umzusetzen. Wie unglücklich ich gewesen bin, habe ich meinen Eltern erst erzählt, als ich bereits in der neuen Familie war. Ich wollte sie nicht beunruhigen.

Es war toll, wie sie reagiert haben, als wir skypten. Was du auch machst, wir stehen hinter dir, haben sie gesagt, und dass ich das doch am besten selber einschätzen könne. Meine Eltern waren jedenfalls nicht von mir enttäuscht, im Gegenteil.

CHINA

»Nicht das Land war das Problem, sondern meine Sicht der Dinge«

Leonie Heim, 17, lebte mit 15 für ein Jahr in Zhengzhou – eine Erfahrung, die ihre Einstellung zur Welt grundlegend veränderte

Für ein Jahr in die USA – das mache doch jeder, sagte meine Mutter. Und ermunterte mich, mutiger zu sein. China also. Klar denkt man da erst einmal in Klischees: Reisfelder, Tempel, Shanghai, Beijing, die Chinesische Mauer. Meine Mutter blieb hartnäckig: wenn schon China, dann richtig. Letztlich bin ich in Zentralchina gelandet, in Zhengzhou: mit neun Millionen Einwohnern für dortige Verhältnisse geradezu eine Kleinstadt.

Während der Wochentage besuchte ich ein Internat, war mit anderen Austauschschülern aus Deutschland, Italien, den USA auf einer eigenen Etage untergebracht. An den Wochenenden lebte ich bei einer dreiköpfigen Familie, mein Gastvater war Fabrikarbeiter, meine Gastmutter arbeitete als Lehrerin.

Die kamen einigermaßen über die Runden, wohlhabend waren sie aber nicht. Eine Gastschülerin aus dem Westen zu beherbergen war für sie wohl mit einem gewissen Prestige verbunden.

Wirklich wohlgefühlt habe ich mich dort zunächst nicht. Ich durfte zum Beispiel nie beim Kochen helfen oder mich an anderen Aktivitäten im Haushalt beteiligen. Bleib sitzen, hieß es.

Schon nach einem Monat hatte ich eine heftige Krise. Meine Gasteltern sprachen nur rudimentär Englisch, ich ebenfalls, also haben wir uns mit Händen und Füßen verständigt. Fast noch anstrengender aber war es, sich in permanenter Toleranz zu üben. Wie die essen, dachte ich anfangs oft, denn in China wird bei Tisch geschmatzt, gerülpst, geschlürft.

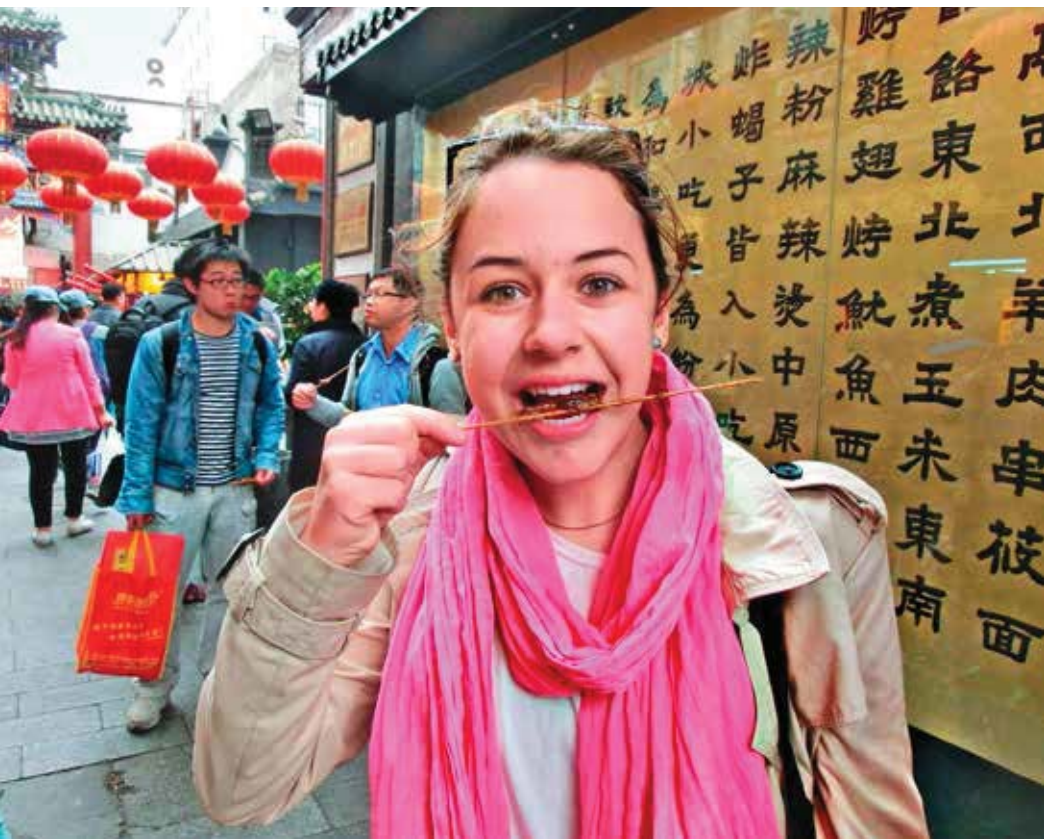
Auch in der Schule war ich genervt: Meine chinesischen Mitschüler hatten bis abends um zehn Unterricht, dreieinhalb Stunden länger als ich, mussten bereits um elf ins Bett und ertrugen das alles, ohne zu murren. Wie man nur so strebsam sein kann!

Doch irgendwann begriff ich, dass nicht China das Problem war, sondern: meine Sicht der Dinge. Es lief eben vieles ganz anders, als ich es gewohnt war. Mit 14 war ich noch der Überzeugung gewesen, Deutschland sei der Nabel der Welt. Nun, mit 15, war da plötzlich dieser Weitblick: Ich, mein Land, das alles ist nur ein winziger Teil. Ich glaube, es ist sehr gesund, die eigene Wahrnehmung zu schärfen. Man wird offener, auch konfliktfähiger.

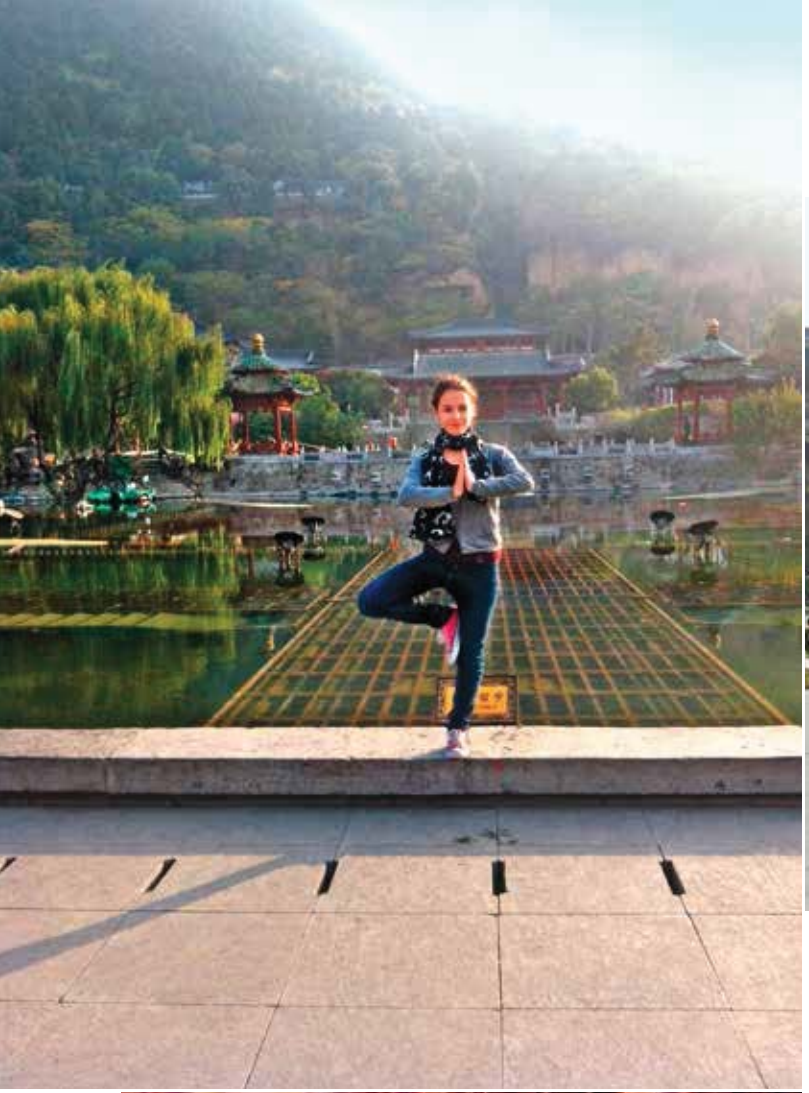
»Anfangs haben wir uns mit Händen und Füßen verständigt«

Nach einem halben Jahr wechselte ich, wie zuvor verabredet, die Familie, bei der neuen fühlte ich mich viel besser integriert – wie ein echtes Familienmitglied. Auch verstand ich inzwischen erste Sätze im Unterricht, konnte mich ein wenig mit Klassenkameraden austauschen. Ein tolles Gefühl.

Noch toller aber war, wie sich meine Einstellung zum Lernen geändert hat. Ich pauke jetzt nicht mehr, weil ich muss, sondern weil ich ahne, dass all dieses Wissen meinen Horizont und meine Möglichkeiten noch weiter, noch größer werden lässt.









Die Große Mauer und andere Sehenswürdigkeiten kannte Leonie Heim bereits von Bildern, der fremdartige Alltag in China aber überwältigte sie: Schrift, Sprache, Benehmen, Essen, Schule – überall galten völlig andere Regeln als zu Hause. Doch je vertrauter ihr das Leben in China wurde, desto mehr erweiterte sich ihre Perspektive: Deutschland, erkannte sie bald, ist nicht der Nabel der Welt



















Enges Zuhause in einem weiten Land: Jody (hier mit einem Freund) wohnte in Alaska in einem überfüllten Mobile Home, das Leben mit der Gastfamilie war ein Albtraum

USA

»Ich musste auf der Couch schlafen und aus dem Koffer leben«

Jody Fuchs, 19, war mit 15 für ein halbes Jahr in Anchorage, Alaska. Dort musste sie sich aus einer betrügerischen Familie befreien

Als ich wieder zurück nach Deutschland kam, brach ich zusammen und habe nur geweint. Sprechen, irgendetwas erzählen, das ging gar nicht. Selbst Monate später fiel mir dies noch schwer. Vermutlich vor allem deshalb, weil ich Angst hatte, dass meine Eltern sich noch schlimmere Vorwürfe machen als ohnehin schon. Und weil ich fand, dass es dafür keinen Grund gab. Ich war schließlich diejenige gewesen, die unbedingt weg wollte, die sie angefleht hatte: Lasst mich das machen!

Dabei hätte mich schon das Foto, das meine zukünftige Gastfamilie mitgeschickt hatte, skeptisch machen müssen. Der angeblich mit mir gleichaltrige Sohn, von dem die Rede war, schien auf dem Bild bereits erwachsen – vor Ort stellte sich dann heraus, dass er sogar schon 35 war. Was mich tröstete, war das Mädchen auf dem Bild, das etwa mein Alter hatte. Ich stellte mir das toll vor, eine amerikanische Gastschwester zu haben!

Mein Traum platzte gleich nach der Ankunft: Vom Flughafen holte mich nur der Gastvater ab, in einem völlig vermüllten Auto. Das Haus, eher ein Campingwagen, war verdreckt, überall Berge von Fast Food, und es schien viel zu klein für sechs Personen (neben den Eltern, der Tochter und dem Sohn lebte auch noch dessen Frau dort). Meine Gastschwester würde sich mit mir ein Zimmer teilen, meinte mein Gastvater. Das Zimmer war aber so klein, dass man zu zweit nicht einmal richtig darin stehen konnte. Wir schliefen in einem Etagenbett.

Die Kommunikation mit meiner Gastschwester war grotesk. Ich konnte damals kaum Englisch, und sie selbst sprach mit einem merkwürdigen Akzent. Vielleicht ist sie ja eine Adoptivtochter, dachte ich, traute mich aber nicht zu fragen. Nach zwei Wochen dann der Paukenschlag: Sie vertraute mir an, dass auch sie eine Gastschülerin sei, aus der Türkei, das aber nicht sagen dürfe, sonst gebe es Ärger. Andere hätten vermutlich spätestens jetzt die Reißleine gezogen. Ich aber habe noch eine Weile durchgehalten, wollte mir nicht die Blöße geben, wollte nicht zugeben, dass ich mir da zu viel zugemutet hatte. Wollte zudem meine Eltern nicht in Sorge versetzen, redete ihnen gegenüber nur von kleineren Problemen, sagte am Telefon: Ich komme hier schon klar.

Außerdem hatte mir mein Gastvater eingebläut, er würde für die Austauschorganisation arbeiten. Was geklungen hatte wie: Versuch bloß nicht, dich zu beschweren, das landet bei mir.

Erst als ich nach drei Monaten auf seinem Laptop Bikini-Bilder von kleinen Mädchen entdeckte, rief ich heimlich bei der Dachorganisation an und setzte einen Hilferuf ab.

Mein Gastvater war stinksauer, als er erfuhr, dass ich die Familie wechseln wollte: So kurzfristig käme da nur eine Übergangslösung infrage. Ich wurde dann zur Familie seines besten Freundes gebracht. Und da wurde alles nur noch schlimmer: Ich musste auf der Couch schlafen und aus dem Koffer leben, hatte null Privatsphäre. Dass ich das vier Wochen lang durchgehalten habe, wundert mich bis heute.

Nach einem erneuten Wechsel verbrachte ich die letzten zwei Monate schließlich bei einer recht netten Familie. Bei einer, der es nicht nur um Geld gegangen war, das die Gastfamilien hier von der Organisation für die Unterbringung erhalten.

Nach meiner Rückkehr habe ich mich dann im Laufe eines Jahres von dem Alaska-Trauma befreit. Mit einer Schulfreundin aus Anchorage bin ich in Kontakt geblieben, und sie machte den Vorschlag, ich könne sie ja in den nächsten Sommerferien besuchen kommen. Erst habe ich mit mir gerungen, dann sagte ich zu.

Es wurden vier schöne Wochen, die Atmosphäre war herzlich. Um die beiden schrecklichen Gastfamilien aus dem Jahr zuvor habe ich einen weiten Bogen gemacht. Und mir wurde endgültig klar: So etwas würde ich nie wieder mit mir machen lassen.

»Dass ich so lange durchgehalten habe, wundert mich bis heute«

»Den Respekt empfinde ich heute als großes Geschenk«

Lukas Krieg, 20, absolvierte mit 17 Jahren ein sechsmonatiges Sozialpraktikum in Accra – und entdeckte dort seine Berufung

Die Idee mit Ghana kam mir kurz vor dem Realschulabschluss. Bei uns im Dorf gab es jemanden, der gerade aus Afrika zurückgekehrt war, dort in einem sozialen Projekt gearbeitet hatte. Er strahlte eine unglaubliche Zufriedenheit aus, schien im Leben zu stehen. Ich wollte eigentlich eine Ausbildung zum Fachinformatiker machen. Doch nun zögerte ich, bekam Angst vor einer lebenslangen Tretmühle in der IT-Branche.

Über eine Organisation, die Sozialpraktika im Ausland vermittelt, kam also auch ich nach Ghana, genauer: in die Hauptstadt Accra.

Und war zunächst schockiert: Ich arbeitete in einem Kindergarten und sah, wie die Erzieherinnen die Kinder mit Rohrstöcken schlugen. Die Kinder wiederum warfen mit Steinen nach Erzieherinnen und Praktikanten. Man sagte mir, dass auch ich die Kinder schlagen solle. Unvorstellbar!

Ich fragte eine Mitpraktikantin, die ebenfalls über meine Agentur in Ghana war, ob ich mir ihre Arbeitsstelle ansehen dürfe – eine Entzugsstation für drogenabhängige Männer. Die ganze Atmosphäre dort gefiel mir viel besser. Zum Glück konnte ich wechseln. So kam es, dass ich als inzwischen 17-Jähriger mit Männern bis Mitte 60 arbeitete, mit ihnen Fußball spielte, töpferte, redete. Es war erstaunlich, wie offen die waren, wie viele Lebensgeschichten ich zu hören bekam und wie gut es den Männern offensichtlich tat, das alles loszuwerden.

»Hier habe ich gelernt, eigene Bedürfnisse zurückzustellen«

Den Respekt, der mir entgegengebracht wurde, empfinde ich heute als großes Geschenk, denn er bewirkte, dass ich mir selbst immer mehr zutraute, und ließ mich mehr oder weniger schlagartig erwachsen werden.

Zurück in Deutschland, begann ich eine Ausbildung im Sozialwesen, kam mit einer Kommilitonin zusammen. Mit 19, kurz vor dem Abschluss, bin ich Vater geworden – nicht ganz geplant, zugegeben, und viel zu früh, wie manche sagen. Ich aber würde es inzwischen nicht mehr anders wollen. Vielleicht auch, weil die Ghana-Erfahrung mich gelehrt hat, meine Bedürfnisse zurückzustellen, nicht immer nur alles ums eigene Ego kreisen zu lassen.

Und genau das ist ja eine wichtige Fähigkeit, wenn man ein Kind großzieht.



Voll Selbstvertrauen kehrte Lukas Krieg aus Ghana zurück – durch seine Erlebnisse fühlte er sich schlagartig erwachsen

Woran erkennt man eine seriöse Austauschorganisation? Wie viel kostet ein Jahr Highschool in den USA? Welche Stipendienprogramme und Fördermöglichkeiten gibt es? Unter **www.geokompakt.de** werden die wichigsten Fragen beantwortet.